Die Stiefkinder

Eine Weihnachtsgeschichte von Helene [illegible]

Christabend!

Weißverschneit die Berge, schneeverhüllt die Felder. Frühe Dämmerung deckt die Berge und Felder, daß alles verschwimmt in einem unbestimmten blaufahlen Schein. Die Nacht zieht herauf, die Christnacht, die aller Wunder und Geheimnisse voll ist. Wo um Mitternacht goldener Wein aus den Brunnen fließt, wo die Bäume prangen mit goldenen und silbernen Blüten. Und wo gar das Vieh im Stall die Sprache erhält und eine Stunde lang sich mit Menschenstimme unterredet.

Von all solchen Heimlichkeiten der gnadenreichen Nacht raunt und tuschelt das geschäftige Weibervolk in der Küche des Raintalerbauern. Die junge saubere Bäuerin freilich, die redet nicht viel mit. Die sonnt sich im Glanz ihrer noch neuen Regentinwürde. Vor nicht gar lang ist sie noch Magd gewesen, hier wo sie heut schafft und regiert. Tüchtig rührt sie sich, das muß ihr der Neid lassen — trotzdem ihr in ihrem jetzigen traulichen Stand das Rühren nimmer ganz so leicht fällt. Für alles sorgt und denkt sie; grad langt sie in den großen Schmalzkübel zum Backen, da stößt ihr ein Kinderköpfel, das sich fragend aufreckt, beinahe den Kübel aus der Hand.

„Mutter, wann kommt's Christkind?" Ungeduldig macht die Frau sich los von dem Bübchen, schüttelt auch das kleine Mädel ab, das sich mit der gleichen Frage ihr ans Fürtuch hängt. „Herrichaft, so gebt's ein' Ruh! Werdt's es wohl derwarten können! Ueberall geh'n die Kinder einem im Weg um." Damit schiebt sie die zwei hinaus. Die Mägde blinken einander zu. Ja, ja, Stiefkinder!

Die Jungdirn aber hat andres im Sinn. Mit einer Pfanne, drin die drei zuerst angerührten, zuerst gebackenen Krapfen, witscht sie aus der Küche hinaus. Will sie einen beißen? Ah nein, die Kameradinnen wissen es besser, kichern drum so listig. Wer mit den ersten Weihnachtskrapfen rund ums Haus läuft, der sieht am Eck den Zukünftigen stehen. Ro, der Roßknecht, der ihr nachsteigt, wird schon so gescheit sein und ihr in den Weg laufen! Oder ist ihr ein andrer bestimmt? Manche meinen überhaupt, daß solcher Fürwitz sündhaft ist.

Die Bäuerin hat wohl gesehen, wie die Junge hinausgeschlüpft ist. Da fällt ihr ein, wie sie selber vor zwei Jahren — ach was, das sind alte Geschichten! Aber während die fleißigen Hände ihr Werk vollbringen, zeigt die Erinnerung ihr das Geschehen von damals. Ein hageres, hüstelndes Weib, das müde im Haus umherschleicht, eine rasche, dunkeläugige Dirn, die mit der Krapfenpfanne ins Dunkel springt und geradeswegs hinrennt auf einen schlanken, just vom Stall herkommenden Mann. Arg erschrocken ist die Dirn. Weil es kein lediger Mann ist. Leicht könnt's auch der Teufel sein, der sie in Versuchung führen will. Ganz verzagt sieht sie drein, da sie zurückkommt ins Haus. „Was ist denn [illegible]?" fragt gutmeinend die Bäuerin. Ob sie wen gesehen hat? Zuerst will sie's nicht sagen; erst mit dem Drängen der andern geht sie widerwillig mit der Sprache heraus: „Mir mag's. Mir ist keiner begegnet. Grad der Bauer ist am Eck gestanden."

Kaum gesprochen, reut sie das Wort. [illegible] schmerzlich wird die Bäuerin. Ganz still sitzt sie da, [illegible]; dann, still und langsam rinnen zwei Tränen ihr die Wange herab. [illegible]

[illegible]

Mitleidig, [illegible] die Dirn [illegible] auszureden. Und [illegible] Wahrheit werden wird.

Es ist geworden. Draußen am Friedhof schläft die andere. Der Bauer, nach Ablauf des Trauerjahrs, hat die flinke Dirn gefreit, eine der tüchtigsten und saubersten im ganzen Land [illegible]. Nun ist sie die Bäuerin, schafft, regiert, wird bald auch Mutter sein.

Wie über etwas Vergessenem fährt die schwarzäugige Frau plötzlich auf: „Wo sind jetzt die Kinder hin? „Seppele! Liesele!" hallt ihr Ruf durchs Haus. Keine Antwort! Sie ruft hinein in die Ställe — nichts.

Die Dienstmägde rufen ebenso vergeblich. Bald wird der Bauer heimkommen. Dann wird er sich ärgern, wenn er die Kinder nicht findet. Die Frau zieht einen Pelzmantel über die Kleider und macht sich auf die benachbarten Häuser, um dort nach den Kindern zu fragen. Auch dort sind sie nicht. Recht das ist [illegible] Ungefragt davonlaufen, sich umtreiben am heiligen Abend. Wo sie ohnehin für alles aufkommen muß. Hat sie nicht auch für die Kinder ein Christgeschenk [illegible]? Hat sie nicht während der langen Krankheit der rechten Mutter die beiden fast allein betreut? Grad daß die viele Arbeit sie manchmal ein bißl barsch macht, rasch und resch, wie sie ohnehin ist! Sie hat nicht Zeit, auch die Art nicht zum Zärteln, zum Schöntun. — Eine Schar Buben und junger Burschen, Laternen tragend, kreuzt ihren Weg. „Raintalerin, bist du's? Zu dir kommen wir jetzt gleich." Ja so: die Sternsinger, die am heiligen Abend umherziehen, für ihre Weihnachtslieder beschenkt und bewirtet werden. Sie sollen später kommen, bittet die Raintalerin; jetzt ist niemand daheim. Ob sie nicht ihre Kinder gesehen haben?

Nein, wohl nicht. Einer gibt ihr gute Lehre: „Sollst sie nicht vom Haus fortjagen, Bäuerin, so [illegible] das größte Unglück mit ihnen haben." Ein zweiter, minder weise und mitleidiger, gibt ihr sein Laternchen, daß sie doch richtig sieht auf ihrem Gang. Er holt sich's nachher wieder.

Vorüber sind sie. Mühselig stapft die Frau durch den Schnee. Zitternde Lichtflecke fallen auf die weiße Fläche [illegible]. Die Häuser vom Dorf blinken fern, kein Mensch mehr zu sehen weit und breit. Unbeantwortet verhallt ihr lauter Ruf; beinahe graut der Rufenden vor ihrer eigenen Stimme inmitten des Schweigens ringsum. Eine Fülle schreckhafter Möglichkeiten bringt auf sie ein [illegible] Unglück [illegible] — wenn den Kindern etwas zugestoßen wäre! So klein sind sie noch — der Bäuerin steigt plötzlich die Angst auf. Und sie hat der sterbenden Mutter [illegible] Treu gelobt. [illegible] Ihr ist, als sähe sie die erloschenen Augen drohend auf sich gerichtet, als fordere die Verstorbene Rechenschaft von ihr. Wie soll sie bestehen vor ihr, wie vor dem Vater der Kinder, wenn sie die Kleinen nicht heil herbeischafft?

Lieber Himmel, sie hat's ja nicht schlimm gemeint vorhin! Grad so wenig wie dazumal, wo sie's der Bäuerin gesagt hat von der Begegnung des Bauern. So herausgerutscht ist ihr das Wort. Ihre Zunge ist schnell wie ihre Hand. Hinterdrein hat sie's freilich gereut, daß sie ihr, der andern, so weh getan hat. Gutmachen an ihr kann sie es nimmer, aber dafür an ihren Kindern.

Die Kinder! Wo sind sie?

Bei der Kirche droben hat sie noch nicht gesucht. Sollten sie gar am Friedhof sein, an ihrer Mutter Grab? Die Raintalerin wendet sich, lenkt den Schritt zurück, weiß nicht mehr, wo sie jetzt suchen soll. Da der Kirchhügel, schlank und dunkel ragt der Turm der kleinen Kirche gen Himmel. Die Frau gedenkt an das Kind aller Kinder, das heut in der Krippe gelegen, umringt von Engelsang. Sie denkt daran, daß das Kind erwachsen ist zu dem, der gesprochen hat: „Laßet die Kleinen zu mir kommen!" Statt des anklagenden Totenbildes von vorhin blickt aus Ewigkeitsferne ein leuchtendes, erbarmendes Antlitz auf die Raintalerin. Soeben hebt unten, beim Bergerhaus unterm Kirchhügel, der Gesang der Sternsinger an:

„Weile nicht im rauhen Stalle,
Bleibe nicht im kalten Wind,
Da dir unsre warmen Arme
Zum Empfangen offen sind."

Die Frau verkrampft betend die Hände: „Lieber Heiland, erbarm dich, laß ihnen nichts geschehen sein!"

Sie wankt über den Friedhof, zwischen verschneiten Grabhügeln und eingesunkenen Kreuzen hindurch. Ihr schaudert.

Da — das Grab der Raintalerischen. Stumm und leer wie alle anderen. Die Kinder sind nicht da. Eigentlich war es ja nicht glaubbar, daß sie sich hierher getrauen sollten im Dunkeln. Aber die Frau erwägt nichts mehr. Sie kniet am Grab ihrer Vorgängerin, von Jammer geschüttelt: „Verzeih mir's, Trina, tu mich nicht verfluchen!" Wenn der Fluch einer Mutter auf ihr wäre in ihrer schweren Stunde! — Es darf nicht, es kann nicht.

Wie gejagt springt die Frau empor, hastet strauchelnd aus dem Gittertor, den Kirchhügel hinab — wohin? Sie weiß ja nimmer, wo sie suchen soll. Nur daß sie ohne die Kinder nicht heimgeht, ihnen nachlaufen will bis ans Ende der Welt. Sie hat sie ja gern, wirklich gern; jetzt fühlt sie es. Hätt' sie es ihnen nur öfter gezeigt, nicht vor lauter Tun das Lieben vergessen! Heut ist die Liebe zur Welt gekommen, hat als ein Kind im Mutterarm gelegen. — „Erbarm' dich!" bettelt die Raintalerin wieder und drückt die gefalteten Hände gegen ihre Brust.

Sacht geht der Schneewind, treibt Flocken ihr ins Gesicht. Unterhalb der Kirche ist die Stelle, wo die Landstraße in die Dorfgasse einmündet. An der Kreuzung steht die Frau, irr und unschlüssig, vom weißen Gewirbel umflirrt. —

„Gunda!" — Sie fährt herum, hört nochmals ihren Namen, dann ihres Mannes wohlbekannten Pfiff. Durchs Dunkel späht sie, durch das Gestöber — ja, das ist er, der da stattlich herankommt. Heut erschrickt sie tödlich vor ihm — wie in der Christnacht vor zwei Jahren.

„Gunda, bist's richtig du? Ich hab' mir's gleich denkt. Da schau her!" Unterm Lodenmantel läßt er etwas zu Boden gleiten: zwei kleine, frierende Gestalten schiebt er gegen sie hin.

Ist das ein Traum? Die Frau zittert, schwankt, daß ihr fast die Leuchte aus der Hand fällt. Der Mann hält sie, schilt die Kinder: „So, da könnt's jetzt sehen, ihr Krawatten, was für Angst ihr der Mutter gemacht habt!"

Die Bäuerin redet nicht, kann nur schluchzen, die Kinder an sich reißen, sie betasten, ob sie auch heil und ganz sind. Die Kleinen, eines schärferen Empfanges gewärtig, schmiegen sich schüchtern an sie: „Nit bös sein, Mutter! Ich hab gemeint, wir wollen dem Christkind entgegen gehen." — „Nein, dem Vater gehen wir entgegen, hab' ich gesagt." So der Bub. — „Und ich hab gesagt: noch einmal wenn ihr [illegible] davonlauft, gibt's Streiche, bis d'glangst" — ergänzt der Vater. Sacht führt er die Frau an seinem Arm. „Geh, tu sie nicht schimpfen, heut! Ist ja Christabend."

Sie kommen heim, jedes ein Kind führend. Drin ist's hell und warm, alles schon festlich gerichtet. Die Dienstboten empfangen die Ausreißer mit lautem Hallo. Alle zwei werden von der Mutter mit Hilfe der beiratsfähigen Jungdirn auf welsche Weise von innen und von außen erwärmt. Was sie weiß und kann, tut die Bäuerin ihnen zu gut. Aber mit vollen Backen kauend, winden sie sich aus den warmen Decken und laufen zur Tür, als draußen das Scharren von Tritten und der fromme Gesang erschallt: „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all."

Da sind die Sternsinger! Der Raintaler weiß, was Brauch ist, hat ein Stamperl vom besten Schnaps für sie bereit, ein richtiges Stück Kletzenbrot, auch ein kleines Weihgeschenk. Die Sänger, in die Stube geladen, drücken ihren Dank durch gute Wünsche aus:

„Wir wünschen dem Bauern ein' goldenen Tisch,
An allen vier Ecken ein bratenen Fisch.
Wir wünschen der Bäuerin im neuen Jahr
Ein neugeborn's Christkindl mit krausem Haar."

Verstohlen lächelnde Blicke gehen hinüber zur Raintalerin, die am Pfosten lehnt, an einer Hand den Buben, die andere auf das Köpfel des kleinen Mädchens gelegt. Was sie sich vorgesetzt hat an diesem Abend, braucht niemand zu wissen — genug, daß sie's weiß. So viel Kinder er ihr geben will, sie wird Brot und Liebe gleich austeilen unter ihre und die überkommenen. Der Himmelsvater wird ihr helfen dazu.

Die Sternsinger sind fort. [illegible] Deutlich klingt durch die heilige Stille der Christnacht der Abgesang der Weiterziehenden: „Amen, Amen! Das werde wahr! Gott führe uns alle zur himmlischen Schar!"

Christabend-Erlebnis

Von Karl Heinz [illegible]

Von den vielen Weihnachtsgeschichten, die ich im Laufe der Jahre gelesen habe, wirkten nur wenige so nachhaltig wie folgendes Erlebnis aus dem Jahre 1913.

Christabend war's. Die Dämmerung warf bereits ihre Schatten über das Land, als ich zum Friedhof schritt, um das Grab meines im Jahre verstorbenen Vaters zu schmücken. Die feierliche Stille, die sich über die Ruhestätten ausbreitete, war so recht dazu angetan, stumme Zwiesprache zu halten mit dem Dahingeschiedenen, der zum ersten Male am Weihnachtsabend nicht bei mir weilte.

Noch ganz versunken im Gedenken an den liebsten und ehrlichsten Freund, den ich auf Erden hatte, hörte ich plötzlich ein Kinderstimmchen aus der Ferne herüberklingen. Und wie ein Gruß vom Himmel klang es in den anbrechenden Christabend hinein:

„... Stille Nacht, heilige Nacht ..."

Ich folgte dem Klang des zarten Gesanges und blieb bald wie gebannt stehen, denn das Bild, das sich meinen Augen bot, war fast überirdisch schön:

Vor einem verschneiten Hügel stand, wie ein Engelchen, ein etwa achtjähriges barhäuptiges Mädchen, einen schlichten Mantel um die Schultern gehängt, die Hände andächtig gefaltet und die Blicke zum immer dunkler werdenden Himmel gerichtet, wo die ersten Sterne zu leuchten begannen.

In den Hügel aber war von den zarten Händchen des lieben Mädels ein Tannenzweig gesteckt, an dessen Spitze eine kleine brennende Kerze gebunden war, deren flackernder Schein das Kindergesicht wie verklärt erscheinen ließ.

Andächtig und tief ergriffen lauschte ich dem Gesange des alten, unvergänglich schönen Weihnachtsliedes aus dem Munde dieses engelhaften Wesens, das erst dann von dannen schritt, als die kleine Kerze niedergebrannt war. Da beugte es sich noch einmal zu dem immergrünenden Zweige herab und es war mir, als ob ihre Lippen die Nadeln wie zum Gruß an die unter dem Hügel ruhende Mutter berührten.

Eine Mutter war es, die dort den ewigen Schlummer hielt. Das erfuhr ich von der Kleinen, als sie an meiner Seite heimwärts schritt und, behutsam gefragt, mir zögernd gestand, daß sie ohne Wissen des Vaters hierher geeilt sei, um am Grabe der Entschlafenen das gleiche Lied zu singen, das ihr die Mutter ein Jahr zuvor gelehrt hatte.

Ein Jahr zuvor ... Auch hier die frische Wunde; das erste Christfest ohne den liebsten Menschen ...

Was muß dieses Kind für eine Mutter gehabt haben! Wie echt und treu muß dieses Mutterherz, dessen Liebe noch über den Tod hinaus ragte, gewesen sein!

Und wie fein besaitet, wie empfänglich und rein war diese Kindesseele, in der sich die Saat der Mutterliebe zu reichster Ernte entfaltet hatte! — —

O, könnte doch in allen Menschenherzen solche Saat eindringen und solche Ernte reifen! Dann erst würde die himmlische Weihnachtsbotschaft unser Innerstes erfüllen und uns höhere Werte verleihen, als alle irdischen Schätze der Welt.

Erfüllung

Weihnachtsskizze von [illegible] Griem, Hamburg.

Ein echter Wintertag. Es schneit schon seit dem frühen Morgen. Die Bäume tragen schwer an ihrer Last, und immer tiefer beugen sich die Zweige zur Erde herab. Das macht den Wald so andächtig, so ruhig und doch froh. Es ist ja Vorweihnachtszeit.

Im Hause herrscht tiefe Dämmerung, und Dämmerstunde ist Feierstunde, — so hatten sie es von jeher gehalten. Frau Gertrud sitzt auf ihrem Hocker und träumt, und am Kamin lehnt sinnend ihr Mann. Sie sprechen kein Wort, sie lieben beide diese tiefe Stille sehr — die Zwiesprache der Seelen, wie Frau Gertrud es nennt. Und wenn doch ein leises Weh, ein herbes Lächeln zu ihnen kommen will, — was schadet es denn, die Dämmerung verhüllt es scheu dem andern.

Heute zittert wirklich ein wehes Lächeln um die Lippen des Mannes. Frau Gertrud sieht es, ohne daß sie es in der Dunkelheit erkennen kann — sie fühlt es ...

Sonntag war's gewesen. Sie waren nach langer Zeit einmal wieder aus ihrem stillen Waldhäuschen in die nahe Stadt gefahren und hatten ein Violinkonzert besucht. Da war alles wieder in der Seele des Mannes hervorgebrochen, was er schon überwunden glaubte — — das jähe Ende seines Künstlertraumes damals, vor acht Jahren. Und er konnte es nicht ertragen, den anderen dort spielen zu sehen, dem in der Kunst die Erfüllung ward, während er nie mehr spielen konnte. Unwillkürlich faßte er nach seinem linken Arm. Ja, wenn er den noch hätte!

Frau Gertrud setzt sich an den Flügel und spielt eine seiner Kompositionen — die Weihnachtskantate, die er so sehr liebt. Aber sie weiß, daß es ihm nichts helfen wird, daß er im Geiste doch nur immer die Melodie auf seiner Geige hört.

Ja, wenn sie Geige spielen könnte, auf seinem wundervollen Instrument — oder vielleicht — vielleicht — daß der Junge später einmal spielen lernte? Daß er Lust und Talent hat? Er ist ja noch ein Kind, und Wunderkinder sind dem Manne so schrecklich — Kinder, die keine Jugend haben. — Vor einiger Zeit hatte er ganz zaghaft Frau Gertrud gefragt, ob der Junge wohl Lust zur Musik hätte. Doch sie ist ihm ausgewichen und hat mit den Tränen gekämpft, so daß er schnell von etwas anderem zu reden anfing. Wie dumm auch von ihm, danach zu fragen — er hätte es sich ja denken können, daß eine Frau wie Frau Gertrud schon längst alles versucht haben wird. Sicherlich hat sie den Jungen nicht bewegen können — ihm vielleicht gar heimlich Unterricht geben lassen ... und deshalb wohl auch die Tränen, weil sie weiß, daß seine Hoffnung sich nicht erfüllen wird.

Herr Behrend reißt sich gewaltsam aus seinen Gedanken heraus und fragt laut mit gezwungener Heiterkeit in der Stimme: „Wo nur der Klaus wieder bleibt! Du solltest es wirklich nicht leiden, Gertrud, daß er immer so lange bei seinem Freunde hockt!"

Sie schüttelt unmerklich den Kopf. „So laß ihn doch, schau, er ist ein richtiger Junge, — wir sind beide so ernst, so still, das ist nichts für ein Kind — er braucht Frohsinn, braucht Leben um sich."

Nach einer Weile öffnet sich plötzlich die Tür und gleich darauf steht Klaus auch schon mitten im Zimmer, reibt sich die Hände warm und lacht ein helles, frohes Kinderlachen. Eine köstliche frische Luft hat er von draußen mit hereingebracht.

Der Vater nimmt seinen großen, zwölfjährigen Jungen, der doch noch wie ein kleiner Bub ist, auf den Schoß und läßt ihn auf den Knien reiten — wie damals, als er noch nicht in die Schule ging.

„Du, Vati, was ich dir zu Weihnachten schenke, du freust dich tot!" jubelt Klaus, und ein geheimnisvoller, aber zielbewußter Blick fliegt zur Mutter hinüber.

„Na, was wird's groß sein," vermutet der Vater, „eine Kiste Zigarren vielleicht?" — „Ach du, soviel Geld hab' ich doch gar nicht! Ueberhaupt, das kostet gar nichts!"

„Na weißt du — und was willst du mir schenken, was gar nichts kostet? Wie sieht es denn aus, hm?" — „Ach," meint der Klaus, „aussehen tut es eigentlich auch nicht. — Mutti, das kann man doch nicht sagen?"

Frau Gertrud wehrt lächelnd ab: „Nein, nein, der Klaus hat schon ganz recht, es hat halt gar keine Farben."

Jetzt wird Herr Behrend wirklich neugierig und meint grübelnd: „Kosten tut es nichts, aussehen tut es nicht, — hm — ist es denn groß oder klein, — könnt ihr mir das wenigstens verraten?"

„Mutti, sag' du es mal," flüstert Klaus zu Frau Gertrud, er weiß keinen Rat mehr. Da hält ihm Frau Gertrud schnell den Mund zu und sagt ärgerlich und lachend zugleich: „Papperlapapp, jetzt wird still geschwiegen, sonst verraten wir es noch ganz!" — Und sie steht auf und dreht schnell das Licht an, damit der Zauber der Dämmerung entweicht und ihnen nicht doch noch [illegible] das große Geheimnis entflieht.

In leuchtendes Weiß ist die Welt gehüllt. Ein tiefer Friede liegt über allem. — Weihnachtsabend!

Klaus ist ganz aufgeregt vor lauter Freude. Er drückt die Nase gegen die Fensterscheiben, um besser sehen zu können, ob der Vater noch nicht bald heimkommt.

Dann wird geheimnisvoll der Baum geschmückt und der Gabentisch fertig gemacht — immer mehr Pakete werden über den Flur getragen. Aber Klaus guckt diesmal wirklich nicht durchs Schlüsselloch, trotzdem er eigentlich ein neugieriger kleiner Junge ist.

Er ist ganz anders als früher. Sonst hat er gar nicht die Zeit erwarten können, bis er vor seinem Gabentisch unterm Christbaum stand und hat die Mutter mit Fragen und Wünschen bestürmt — heute ist das alles wie in weiter Ferne. Er denkt nur ganz traumhaft an seine Geschenke — ihm geht ja nur die Ueberraschung für den Vater durch den Sinn. Was er wohl für Augen machen wird, der Vater? So ganz leuchtende, strahlende wie damals, als er der Mutter heimlich den Flügel hatte kommen lassen?

Da horch — Mutter sitzt am Flügel und singt: „Kling, Glöcklein, klingelingeling — kling, Glöcklein, kling ..."

Da schlüpft Klaus leise zur Mutter herein, wie sie es verabredet haben — denn der Vater ist ja noch vorn, am Lichteranzünden. Die Mutter nickt ihrem Jungen ermunternd zu — der nimmt seine Geige — und dann beginnen sie zusammen Vaters Weihnachtskantate. Die Töne schweben durch den Raum — innig und jauchzend — und träumend. Es ist ein Künstlerspiel, aber es ist des Vaters eigene Komposition — von seinem Jungen gespielt! Und genau so hatte der Vater auch einmal gespielt, als er noch ein Kind war.

Als der letzte Ton verklungen ist, öffnet sich leise die Tür und der Vater kommt herein mit leuchtenden Augen — ach, viel leuchtender und strahlender noch als damals, denkt Klaus — und er sagt gar nichts — nur ein ganz erstauntes: „Aber Kinder, wann denn nur ...?"

Frau Gertrud verrät sofort: „Wenn er angeblich bei seinem Freunde Hellmut war. Dein alter Lehrer von damals hat ihn unterrichtet — und er wird auch Künstler werden — wird das vollbringen, was dir versagt ward."

„So wird meine Sehnsucht doch Erfüllung," murmelt er — nimmt seinen Sohn auf den Schoß und reicht Frau Gertrud die Hand. Und alle drei versanken ganz in den brennenden Lichterbaum und den Gabentisch darunter.

Weihnachtssonett

Wie ist mein Tag so ganz dem Fest geweiht,
Das wir im Blut, wie unser Kindlein tragen ...
Das in uns schlummert, träumt wie alte Sagen,
Wie wildes Spiel aus Räuber Bubenzeit.

Wenn winterlicher Erde festlich Kleid
Uns ahnen läßt die nahe Sonnenwende,
Wenn um uns heimlich schaffen liebe Hände:
Dann sind die Tage ganz dem Fest geweiht!

Dann drängt nichts Lautes mehr in unsern Kreis,
Den nur ein Lied, ein Bild, ein Buch erfüllt,
Der von der Welt im Lampenschimmer weiß.

Berliner Börse geht gegen Gerüchte vor.

Die Urheber von unverantwortlichen Börsengerüchten werden künftig strafrechtlich belangt werden. Eine solche Entschließung wurde von dem Verwaltungsrat der Berliner Börse angenommen, um der Ausstreuung falscher Gerüchte einen Riegel vorzuschieben.

Während der letzten Monate hatten solche Gerüchte infolge der kritischen Lage von Finanz und Industrie sich derart vermehrt, daß drastische Maßnahmen zum Schutze angesehener Betriebe und zur Wahrung der Interessen des Börsengeschäfts für notwendig erachtet wurden.

Die Betriebsleitung der Borsig Lokomotivwerke, einer der größten deutschen Industriefirmen, hat öffentlich ihren Entschluß kundgetan, dem Ursprung solcher Gerüchte, die sich gegen den Stand der Aktien der Gesellschaft richteten, auf die Spur zu kommen. Andere angesehene Firmen, die gleichfalls Opfer von unverantwortlichen Gerüchten sind, haben beschlossen, die Börsenbehörden um Abhilfe aufzufordern.

Wiener Brotwucherer muß Strafe abbüßen

Arthur Fried, bekannt als der fabelhaft reiche Direktor und Aktionär der Wiener Anker-Brotfabrik, wird unter einer von dem Appellhof ergangenen Entscheidung eine Gefängnisstrafe von 20 Tagen wegen Brotwuchers abbüßen und eine zusätzliche Geldbuße von $85,000 bezahlen müssen.

Die untere Gerichtsinstanz hatte Fried im Januar des zur Last gelegten Vergehens schuldig befunden und ihn zu 3 Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe von $340,000 verurteilt.

Der Heimatlose in der Heiligen Nacht

Von Peter Winter.

Weihnachten ... Es ist die schönste, die erhabenste Feier der Christenwelt. Es gibt kaum einen im Wesen so erdfesten Glauben und kein anderer Glauben hat ein solches Fest, das von so vielen Millionen Menschen in allen Weltteilen, in allen Winkeln unserer bekannten Erde gefeiert wird. Sowie in der Familie die Geburt des Kindes, so werden auf der ganzen Welt die Weihnachten, die Geburt des göttlichen Kindes, überall mit Jubel und Andacht begangen.

An diesem heiligen Abend, wo alle Welt den in jedes Menschen Herzen gepflanzten Funken der himmlischen Liebe empfindet, wo die Familie den natürlichen Wall des Friedens bildet, an diesem Abend sitzt ein Studiosus — wo draußen die kalte Jahreszeit von ihrem Recht Gebrauch macht — in seinem ungeheizten Zimmer von leblosen, die Wahrheit des Lebens sprühenden Büchern umgeben, und gedenkt der glücklichen Kinderjahre, des verlorenen Familienherdes. Wie es damals war, als Vater und Mutter noch lebten, als die Weihnachten auch für ihn noch ein Fest, eine Feier, ein Glück bedeuteten. Es friert ihn, er hängt seinen arg gebrauchten Winterrock um und wie im Traum erlebt er noch einmal die seligen Kinderjahre.

... Er ist Schuljunge und freut sich des heiligen Abends, an dem das Christkind für brave Kinder Ueberraschungen hat. Die Mutter sitzt am Bettrande, erzählt ihm vom Christkind und lange dauert es, bis er einschläft. Um Mitternacht wird er geweckt. Noch stehen die Fenster offen, er glaubt noch das Verschwinden des Engels durch das offene Fenster zu sehen, als er halb im Schlafe unter dem großen Christbaum steht und angesichts der sternensprühenden Kerzen all die herrlichen Geschenke und Gaben des Jesukindes erblickt. Der Christbaum glitzert und die Aeste beugen sich unter der Last. Er greift nach der Flinte, da sieht er unter dem Baume ein Bilderbuch, dort Bausteine, er geht wie betäubt um den Baum und bemerkt das schöne, große Reitpferd — er kann es garnicht fassen. Das Zimmer ist hell erleuchtet, die Eltern sehen ihm stumm und glücklich zu und ... schau, Mama, ach wie schön, nicht wahr das gehört auch mir ... Lange nach Mitternacht wird's, bis man ihn wieder zu Bett bringt. Am anderen Tage da ist es schwer, das Mittagläuten abzuwarten, denn heute gehts zum Taufpaten mit einem großen, weißen, geschlungenen Tuch, das jährlich nur zweimal, zu Weihnachten und zu Ostern getragen wird, die Geschenke abholen. Da wird er auf die Probe gestellt. Der Pate will wissen, daß der kleine Johann ein schlimmer Bube sei, dem das Christkind heuer nichts gebracht hat. Auch der Lehrer hat sich schon beklagt, was wahr wäre an der Sache? Schon peinigen den kleinen Johann Gewissensbisse, Angst überkommt ihn, da erscheint als rettender Engel die „Godl" mit ihren immer lächelnden, guten Augen und entwaffnet den Mann ... ist doch der Johann der beste Schüler in seiner Klasse und nächstes Jahr wird er dem Lehrer mit seinen Spitzbübereien auch nicht mehr so viel zu schaffen geben ..." Sie faßt ihn an der Hand, führt ihn in die vordere Stube und füllt sein geschlungenes weißes Tuch mit allerlei Leckerbissen. Und hier noch ein Lebzelterroß, eine Zuckeruhr und — da kommt der strenge Taufpate, er meint es mit dem Johann schon verdorben zu haben, — der Taufpate steckt ihm noch eine silberne, neue Krone in die Hand. Und der kleine Johann ist glücklich. Auf der Straße zeigt er jedem Vorübergehenden seine Sachen.

Da erwacht das große Kind, der Studiosus in seinem kalten Zimmer, Tränen in den Augen und draußen bläst der Nordwind, seine Fußspitzen sind eiskalt. Noch lächelt sein Gesicht, es war ein schöner Traum ... Da wird er der bitteren Wahrheit bewußt. Ein Weh, ein unendlicher Schmerz erfaßt ihn, er wankt zu seinem Lager, wirft sich nieder und weint und weint, bis der Schlaf ihn überwältigt ...

Am Heiligen Abend

Von A. Vlahuta

Deutsch von Hans Elger.

Zum dritten Male schon begegne ich heute dieser Alten mit den beiden Kindern an der Hand. Wie schwach die Arme ist, man kann sie sehen. Sie ist mit einem überall geflickten Schafpelz bekleidet, der Kopf in ein gelbliches Wolltuch gehüllt und an ihren Füßen schleifen die Ueberreste einstiger Filzschuhe. Die Kinder tragen geschenkte alte Kleider, sind bleich im Gesicht und schauen mit großen, erschrockenen Augen in die Schaufenster voll Spielsachen.

Wie bedauere ich diese armen Kinder, die zu Weihnachten keine Spielsachen bekommen und denen das „neue Jahr" keinerlei Freude bringt. Und doch ist dies nicht die traurigste Zeit ihres Lebens. Wie möchte ich erraten können, was sie jetzt denken!

Wahrscheinlich dasselbe, was ich in ihrem Alter dachte. Ich sehe sie so gut, meine Kinder, in ihren verzückten Blicken, in ihren Wünschen und Entbehrungen, in der Blässe der Gesichter und in der Aermlichkeit der Kleidung. Und ich folge ihnen, mein Leben vermischt sich in diesem Augenblick mit dem ihrigen, die Alte ist auch meine Großmutter.

Es taut, als sei es Frühling. Die Straße ist voll mit Menschen. Die Wagen in zwei Reihen fahren langsam, wie hinter einem Totenwagen. In den Geschäften herrscht großes Gedränge und betäubender Lärm. Die Alte wundert sich über soviel Wirrwarr ... Wir sind vor einem großen Schaufenster stehengeblieben.

„Wie schön das ist Großmutter! ... Ich möchte diesen Mohren haben, der auf dem Ziegenbock reitet ... Und du Litzi, was möchtest du haben?"

„Ich? ... Warte, gleich sag' ich dir's ..." Und Litzi steht wie betäubt auf all die Herrlichkeiten; es scheint, als fürchte sie, zu rasch einen Entschluß zu fassen. Es gibt hier so viele schöne Dinge, und alle gefallen ihr, alle machen ihr Herzchen schlagen, vor Ueberraschung, vor unerfüllbarem Verlangen.

„Ich möchte diese große Puppe mit dem roten Hut haben."

Und Litzi zeigt sie mit dem Finger. Ein Volk von Puppen, mit gestreckten Armen, mit vollen, roten Backen, scheinen uns mit ihren Augen von Glas verwundert anzublicken. In ihrer Mitte steht eine größere. Sie hat Strümpfe, hat Lackschuhe und trägt ein seidenes Kleid ... Gerade diese will Litzi haben.

„Hör Großmutter, Ionel sagt, diese große Puppe kann auch reden ... Nicht wahr, Puppen können nicht reden?"

„Vorwärts Kinder, schaut nicht so viel herum, das ist nichts für uns ..."

„Für wen ist es denn, Großmutter?"

„Für die Reichen!"

„Sind wir denn nicht ... reich?"

Und sie gehen. Litzi wendet noch den Kopf zurück, um von ihrer Puppe Abschied zu nehmen, während ich ihnen nachblicke, in Gedanken versunken ...

Weit draußen, am Rande der Vorstadt sehe ich eine alte, verfallene Hütte, die bis zu den Fenstern in die Erde gegraben ist; die Scheiben sind schmutzig, zerbrochen und mit Papier beklebt; drinnen herrscht bläuliche, rauchgraue Dämmerung; an den feuchten Wänden sieht man in langen Streifen die Spuren von Regen. Eine zerrissene Strohmatte bedeckt das einzige Bett und einzige Möbelstück dieser Höhle, ... am Kopfende, neben dem Ofen, der fast immer kalt ist, liegen bunt übereinandergeworfen alte Decken, die nach Krankheit riechen.

Dort sehe ich die Großmutter eintreten, mit einem Brote unter dem Arm und mit den beiden Kindern an der Hand, die es nicht verstehen, und auch noch nicht verstehen können, wie es möglich ist, daß nicht auch sie „reich" sind. Und niemand steht ihnen bei, niemand hilft ihnen, keine männliche Hand ist da, die auch nur eine Kanne Wasser ins Haus bringt ...

Und heute ist heiliger Abend!